Wild schlagen die Stangen nach hinten, doch der Mörder hat ihm schon die furchtbaren Pranken ins Genick geschlagen. Weit beugt sich der geöffnete Rachen mit den blitzenden Fängen nach vorn und beißt sich in die Drossel fest. Mit einem ächzenden Laut rasselt der Hirsch zusammen.

Leichter, kühler Frühwind streicht über den Hochpaß und läßt die grauen Nebelschwaden wallen. Schwere Tropfen hängen in Gras und Stauden wie Tränenperlen des Waldes.

Unter der Eiche aber rauscht und schmatzt es. Aus zerrissener Schlagader säuft der Blutschreck edelstes Getränk, das ihm den dunklen Namen gab.

—⊙—

Grönland sinkt!

Nach Angaben der dänischen Geologen Dr. Knud Jessen und Magister Oedum, die kürzlich mit dem Dampfer „Spigerborg" von Südgrönland in Kopenhagen eintrafen, hat sich hinsichtlich der geologischen Struktur der Insel folgender Befund ergeben: Es handelte sich, wie Dr. Jessen angab, um eine selbständige Expedition, die von der „Kommission for Ledelse af de geologiske och geografiske Undersoegelser i Groenland" mit der Aufgabe betraut worden war, die geologische Entwicklung Grönlands in der postglazialen Zeit zu erforschen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind nun geeignet, jene Zeit in ganz neuer Beleuchtung erscheinen zu lassen und verdienen dementsprechend das Interesse der gesamten wissenschaftlichen Welt. Ein Spezialgebiet dieser Forschung bildete vor allem die Einwanderung der Meeresfauna in die südgrönländischen Fjorde — ein bisher völlig unerforschtes Gebiet, — und im Anschluß an die hieraus gewonnenen Resultate ergab sich die überraschende Tatsache, daß sich in der Gegenwart eine langsame aber stetige Senkung der Küste vollzieht, die sich sogar schon über die ganze Insel erstreckt. Durch vergleichende geologische Studien über die Bodenverhältnisse Grönlands in früheren Jahrhunderten wurde festgestellt, daß die Insel im Laufe von 100 Jahren um volle zwei Meter sinkt. In welchem Umfange dieses Ergebnis die künftigen Siedlungsgebiete auf Grönland beeinflussen wird, steht noch dahin.

—⊙—

Amerikanische Eisenbahnschienen

Die amerikanischen Statistiken lassen erkennen, in welchem Maße die Verwendung schwerer Schienen auf den amerikanischen Bahnen zunimmt. Es ist dies die notwendige Folge der Indienststellung stets schwererer Lokomotiven. Im Jahre 1925 wurden in den Vereinigten Staaten 1 636 631 Tonnen Schienen hergestellt, die ein Gewicht von mehr als 45 Kilogramm per Yard (etwa 90 Zentimeter) aufwiesen. Im Jahre 1923 waren es nur 1 465 850 Tonnen und im Jahre 1922 kaum eine Million. In diesem Zusammenhang erweckt eine Uebersicht über die Verwendung immer schwerer werdender Schienen in Amerika Interesse. Im Jahre 1830 begann man mit 15 Kilogramm per Yard, um jedoch schon bald zu einem Gewicht von 22 und 30 Kilogramm überzugehen. In den letzten Vorkriegsjahren war 40 Kilogramm das Normalgewicht, obwohl die Hauptstrecken bereits mit Schienen im Gewichte von 45 bis 56 Kilogramm ausgestattet waren. Heute gelangen Gewichte von 59 und 62 Kilogramm per Yard zur Anwendung, so daß im Jahre 1925 nur 164 000 To. Schienen unter 22 Kilo Yardgewicht hergestellt wurden. 220000 To. hatten ein solches Gewicht von 22 bis 40 Kilo, fast 800 000 Tonnen 40 bis 45 Kilogramm, während bei einer Jahresproduktion von fast 2 800 000 Tonnen, wie oben erwähnt, mehr als die Hälfte, fast 1 637 000 Tonnen aus Schienen über 45 Kilogramm Yardgewicht bestand.

•

Bedeutsame Goldfunde in Rußland.

Nikitin, der Leiter der Goldforschungssektion der Geologischen Kommission Sowjetrußlands kehrte kürzlich von einer Exkursion durch den Maria-Bezirk des Gouvernements Tomsk nach Petrograd zurück und teilte, wie die „Krasnaja Gazeta" berichtet, der Geologischen Kommission mit, daß er in dem Bezirk außerordentlich goldhaltige Erzadern gefunden hatte die über 38,5 Zolotnik (1 Zolotnik — 4,266 g) Gold auf 100 Pud abwerfen. Diese Erzquellen sind besonders zahlreich in zwei Distrikten des Maria-Bezirkes anzutreffen und können als die gegenwärtig wertvollsten Goldfunde bezeichnet werden. Sie enthalten außer Gold auch Silber, Kupfer, Zink, Blei und Arsen, so daß sich ihre systematische Ausbeutung zu einem gewinnbringenden Unternehmen in der Zukunft gestalten dürfte.

—⊙—

Zwei Sprüche

Ist euch der Himmel lachend offen,
Die Erde sonnenüberfunkelt —
Dann heiß' ich's kein Verdienst, zu hoffen.
Doch wenn, gewitternachtumdunkelt,
Ihr weglos steht, ein Volk in Todesnot,
Wehrlos, von tausend Peinigern umdroht,
Ein Hohn vor Gott, vor Weisen und vor Toren,
Und dennoch glaubt an euer Morgenrot:
Dann seid ihr deutsch wie nie und unverloren!

•

Du fragst das Leben, was es sei —:
Von goldenen Garben ein Erntekranz?
Von Seifenblasen ein schillernder Tanz?
Eine Krone von Dornen auf müdem Haupt?
Ein Taumeltrank, der den Atem raubt?
Es schweigt und flieht und ist vorbei . . .

Nicht frage das Leben, was es ist —
Es fragt ja das Leben dich, wer du bist,
Und gabst du, solang dich die Erde trägt,
Und ob es dir lächelt, ob es dich schlägt,
Dem Leben die Antwort treu und wahr — —
So spricht es: „Nun weißt du, wer ich war!"

Heinrich Lilienfein.

Am Ausguck

Athleten und Diamantengräber.

Was hat der Athlet mit den Diamantengräbern zu tun? Man höre! Der südafrikanische Athletik-Verband hat gegenwärtig eine eigenartige Frage in Behandlung. Man hat die Entdeckung gemacht, daß verschiedene Personen, die auf den Diamantenfeldern in der Nähe von Lichtenberg in Transvaal Claims abgesteckt haben, bekannte Athleten waren. Es befanden sich darunter sogar welche, die Südafrika bei den Olympischen Spielen vertreten hatten. — Bei der Verteilung der Diamantfelder geht man in Südafrika wie folgt vor. Liebhaber, die ihr Glück in den Diamanten zu finden hoffen, stellen zunächst den Antrag auf Ausstellung einer Ermächtigung. Alles, was eine solche Ermächtigung besitzt, wird an einem bestimmten Tag zusammengebracht. In einem gewissen Abstand vom Diamantenfeld, wo die Claims abgesteckt werden können, werden die Kandidaten in einer langen Linie, wie beim Start eines Wettlaufes, aufgestellt. Dann fällt der Startschuß, und nun entspinnt sich ein spannender Kampf. Jeder Diamantengräber versucht, zuerst auf dem Felde anzugelangen, um die ihm am vorteilhaftesten dünkenden Abschnitte in Besitz zu nehmen. — Nun hat sich herausgestellt, daß es verschiedenen Athleten infolge ihrer sportlichen Fähigkeiten gelungen ist, kostbare Abschnitte der Felder in Besitz zu nehmen, lediglich in der Absicht, sie dem Meistbietenden mit Gewinn sofort wieder zu verkaufen. Man hat sogar entdeckt, daß sich eine Art Syndikat gebildet hatte, das die besten Athleten in Dienst nahm, um mit ihrer Hilfe sich der besten Abschnitte auf den Feldern zu bemächtigen. Gegenwärtig ist die Bergbaubehörde damit beschäftigt diese mehr oder weniger betrügerischen Machenschaften zu untersuchen. — Dem europäischen Verbande erscheint eine Verlosung der einzelnen Abschnitte der einfachste und gerechteste Ausweg.

Tabakfeinde in alter Zeit.

Im Jahre 1643 wurde in Moskau ein besonderes Tabakgericht eingesetzt, um das Rauchen auszurotten: es bestrafte jeden, der zum ersten Male beim Tabakrauchen betroffen wurde, mit der Knute; rückfällige Uebeltäter wurden getötet. Gleichzeitig wurde auch in Persien die Todesstrafe auf das Rauchen gesetzt, aber viele waren dort schon so leidenschaftliche Raucher, daß sie in einsame Gebirge flohen, bloß um ihre Tabakpfeife behalten zu können. Der türkische Sultan Amurath IV. ließ erwischte Tabakraucher mit einer durch die Nase gesteckten Pfeife durch die Straßen peitschen und das zweite Mal enthaupten. Papst Urban VIII. erließ eine Bulle gegen das Tabakschnupfen, die jedoch 1724 von dem selbst schnupfenden Papste Benedict XIV. wieder aufgehoben wurde. Auch in der Schweiz wurden 1653 Raucher vor Gericht gestellt und zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt.

Maler wider Willen.

Achmed, der letzte Bey von Konstantine, wollte Säle und Galerien seines Palastes mit Fresken ausmalen lassen. Er konnte jedoch in Stadt und Umgebung keinen einheimischen Künstler finden, der dieser Aufgabe gewachsen war. In seiner Verlegenheit kam er auf den Gedanken, diese schwierigen Malereien von einem Sklaven, einem französischen Gefangenen, der seines Zeichens ein ehrsamer Schuster war, ausführen zu lassen. Er ließ den Sklaven kommen und versprach ihm die Freiheit, wenn er den Auftrag zu seiner Zufriedenheit erledige, andernfalls müsse er mit seinem Kopfe herhalten. Der bestürzte Sklave, der wohl Pfriem und Schusterhammer zu handhaben wußte, aber noch nie einen Malerpinsel in der Hand gehabt hatte, beteuerte, daß er nichts von Malerei verstehe. Der Bey fuhr ihn jedoch heftig an: „Du lügst; alle Frangi können malen, ich habe es gehört. Führe das Werk aus, oder ich lege dir deinen Kopf zu Füßen!" — Zitternd und zagend machte sich der unfreiwillige Nachfolger Raffaels ans Werk, griff zu Pinsel und Farbtopf und malte jene seltsamen, kindisch grotesken, jeder Spur von Technik oder künstlerischem Verständnis baren Fresken, die noch heute die Orientreisenden mit Staunen und Kopfschütteln betrachten. Von Todesangst getriebene unbeschwerte Phantasie hatte hier die ersten schauerlichen Vorläufer einer heutigen, auf Neger und Höhlenbewohner zurückgehenden atavistischen Kunstrichtung erstehen lassen. Schauerlich schön. Der Bey fand jedoch am Besichtigungstage das Werk wohlgeraten und äußerte hochbefriedigt: „Dieser Giaur wollte mich täuschen, aber ich wußte, daß alle Frangi Maler sind!" — Er ließ gemäß seines Versprechens den Schuster-Maler beschenkt in seine Heimat zurückkehren.

dn.

Seine vierzigste Frau.

Südafrikanischen Nachrichten zufolge hat kürzlich Solomon, der „König der Zulus", in Ekupakemi in Zululand seine vierzigste Frau geheiratet. Er trug dabei ein prachtvolles Jackett und war sehr stolz auf seinen Spazierstock, den er den ganzen Hochzeitstag nicht aus der Hand ließ und den ihm der Prinz von Wales geschenkt hatte. Viele Gäste waren anwesend, alle trugen ein wunderliches Gemisch europäischer und barbarischer Trachten als Festgewand. Die Braut heißt Schebe und ist ein hübsches Zulumädchen, das kürzlich zum Christentum übergetreten ist. Die Ehe wurde dann auch nach christlichem Ritus eingesegnet, und im Hinblick hierauf glaubt man in Südafrika allgemein, daß Salomons vierzigste Frau auch seine letzte sein wird. — Wunderliches, werdendes Neuafrika, wo Weiß und Schwarz hart im Raum sich stoßen.

Abschreckmittel.

Edison erhielt eines Tages in seinem Laboratorium den Besuch von vier neugierigen Herren, die sich das „Erfinden" Edisons ansehen wollten. Edison war zunächst sehr freundlich; als er aber bemerkte, daß die Herren nicht wieder weggehen wollten, erklärte er ihnen, er habe keine Zeit mehr, er müsse an die Arbeit. Das gerade fanden die Herren besonders interessant, und sie fragten angeregt, womit Edison sich augenblicklich beschäftige. „Mit Explosivstoffen!" erwiderte Edison! — „Herrlich!" — „Aber gefährlich!" — „Oh, wir haben Zutrauen zu Ihnen!" Als dies alles nicht half, griff Edison zu stärkeren Mitteln. Er verteilte einige Tropfen eines harmlosen, aber laut knallenden Explosivstoffes geschickt auf dem Boden und brachte ihn zur Entzündung. Blitzartig ging unter lautem Donnerschlag und Rauchentwicklung die Explosion los, die Fensterscheiben zersprangen, Apparate stürzten zusammen, — die vier Herren sprangen wie besessen in die Höhe und verließen in hohen Fluchten diese lebensgefährliche Stätte. Edison hatte das Mittel etwas stark angewandt, aber es hatte restlos gewirkt. Später wandte er, um sich die sehr lästigen Interviewer vom Halse zu halten, einfach Knallgas an, dessen lautes Knallen immer den gewünschten Erfolg hatte.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 43 Mittwoch, 27. Oktober 1962

Weltverkehr

In diesen Tagen findet in der Reichshauptstadt die Internationale Verkehrskonferenz statt. Sie beschäftigt sich mit den Fragen des Weltverkehrs, und einer der wichtigsten Gegenstände der Tagesordnung ist, darüber zu beraten und zu beschließen, wie bessere, schnellere, auch durchgehende Verbindungen nach dem fernen Osten geschaffen werden können. An der Konferenz nehmen daher in erster Linie die Vertreter der Länder teil, für die solche Verbindungen von besonderer Bedeutung sind.

So macht sich der Mensch immer mehr zum Herren über den Raum und auch über die Zeit, die beide unendlich sind. Wir sprechen vom Weltverkehr, obgleich wir zunächst noch auf die Räume der Erde angewiesen sind. Diese aber erscheinen uns im Gegensatz zu unseren Vorfahren heute nicht mehr als unendlich. Aber wie sollte sie der Mensch der Vorzeit durchmessen, die weiten Länder und Meere? Im Urzustande beschränkt auf die angeborene Mitgift der Natur, stand er zaghaft und ratlos diesen Weiten gegenüber. Wie bald erlahmten die Füße, wie langsam trugen sie ihn ans Ziel! Und doch war der Mensch, von dem schon Sophokles sagt: „Viel Gewaltiges gibt es, doch ist nichts gewaltiger als der Mensch!" zum Herrn der Erde bestimmt und die Schwingen seines Geistes konnten sich unmöglich an den trägen Stoff seines Körpers fesseln lassen. Er sann auf Abhilfe. Er sah, daß andere Geschöpfe, obwohl geringer an Geist als er, mit größerer Kraft und Geschwindigkeit ausgestattet waren und beschloß sich ihre Gaben dienstbar zu machen. Er zwang das Pferd, ihm seine schnellen Beine zu leihen; doch das Pferd trug nur den einzelnen, den kräftigen Mann. Es galt, auch die Schwachen, Weiber und Kinder, die Habe fortzuschaffen. Kamel und Elefant traten in den Dienst der Menschen; der trotzige Stier wurde gezwungen, den beladenen Karren zu ziehen. Bald durchzogen Handelskarawanen die Länder und stellten einen friedlichen Verkehr zwischen entfernten Völkern dar.

Auch das Meer blieb keine Schranke mehr. Auf schwachen, nach dem Bilde der Schwimmvögel gefügten Brettern nahm der Mensch zunächst den Kampf mit dem wilden Element auf und blieb Sieger. Aber dieser Kampf war schwierig. Wohlberechnete Formen, festgefügter Bau des Schiffes waren die Vorbedingungen, Ruder, Steuer und Segel die Hilfsmittel zur siegreichen Führung des Kampfes. Anfangs wagte man sich kaum ins offene Meer hinaus; später las man den nächtlichen Pfad durch die Wogen an den Gestirnen des Himmels. Endlich erfand man den Kompaß, und nun erst lernte der Mensch nach und nach auch die Länder jenseits des Ozeans kennen und ließ sich hinübertragen durch Wind und Meeresströmungen.

Jahrtausende blieb man auf diese Hilfsmittel beschränkt und zeigte der Weltverkehr ziemlich das gleiche Bild; eine Entdeckung neuer Mittel schien unmöglich. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein bewegten sich schwerfällig von Stadt zu Stadt die Frachtwagen und in leichtem Trabe die Postkutschen, während auf Binnenkanälen und Flüssen Schiffe und Flöße den Frachtverkehr vermittelten. Verbesserungen der Straßen, die Einrichtung von Extraposten, das schienen die einzig möglichen Verbesserungen der Verkehrsmittel zu sein.

Da kam plötzlich eine neue Zeit. Man lernte, statt der Naturkörper die Naturkräfte in seinen Dienst zu stellen. Der Dampf, der gewaltige Sohn des Feuers und des Wassers, mußte die Muskelkraft ersetzen, und auf stählernen Schienen jagte das Dampfroß durchs Land. Auf deutschem Bodenfuhr der erste von einer Lokomotive bewegte Zug im Jahre 1835 von Nürnberg nach Fürth. In Preußen wurde 1838 die erste Bahn von Berlin nach Potsdam eröffnet. Heute besitzt das Deutsche Reich über 53 000 Kilometer Eisenbahnen, allein schon eine riesige Strecke, auf der sich ein ungeheurer Verkehr abwickelt. Selbst in den dunklen Erdtiefen sind jetzt nach allen Richtungen und von allen Seiten Eisenbahnlinien eingedrungen. Wir haben jetzt Eisenbahnen über schmale Meeresarme und durch sandige Wüsten. Sie durchschneiden die Lagunen von Venedig, erklimmen hohe Berge und übersteigen die Alpenpässe, oder sie durchbohren in Tunnels die Berge; sie rollen durch die weite Prärie und durch den tropischen Urwald. In den Großstädten vermitteln die Hoch- und Untergrundbahnen den Menschenverkehr über und unter der Erde, und vielfach durchbrausen die Züge Tunnel durch die Flüsse, ja, man hat bereits seit Jahren den kühnen Plan gefaßt, einen Tunnel unter dem Meere zwischen England und Frankreich anzulegen. Im übrigen verkehren heute bereits durchgehende Züge auf weite Entfernungen, sodaß man zum Beispiel, ohne umzusteigen, von Madrid bis Konstantinopel, von Brindisi in Süditalien bis nach Paris und Petersburg usw. fahren kann. Selbst das ausgedehnte Rußland hat sein Schienennetz von der Wolga durch Sibirien bis an den Stillen Ozean schon seit Jahren vorgeschoben.

Auch die See ist im Bereich der Tätigkeit des Dampfes sehr bald einbezogen worden. Die bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angestellten Versuche, Schiffe mit Dampfkraft zu treiben, führten schon 1807 zum ersten Erfolg, als Fulton sein Dampfschiff von Stapel ließ. Jetzt ist die Zahl der Dampfschiffe so groß, daß jeder Fluß seine Dampfboote hat, und die Meere werden von schnellen Ozeanhunden durchschnitten. Diese machen jetzt in wenigen Tagen regelmäßig ihre Fahrten über den Atlantischen Ozean, und nur ein paar Wochen sind erforderlich, um an die fernsten Plätze an der Küste des Stillen Ozeans zu gelangen. Wie die Schnelligkeit der Eisenbahnzüge von Jahr zu Jahr zugenommen hat, so eiferten auch die seefahrenden Völker in der Schnelligkeit ihrer Dampfer, und Deutschland hat an der Entwicklung gerade dieser Seite des Weltverkehrs mit seinen auf deutschen Werften erbauten Riesendampfern einen hervorragenden Anteil.

So hat der Dampf die Entfernungen auf der Erde immer mehr verringert, und der Weltverkehr ist immer schneller geworden. Dem Dampf hat sich in den letzten Jahrzehnten eine neue Kraft zugesellt, die Elektrizität, die gewaltigste und schnellste Tochter des Himmels. Nicht nur erzählt sie den fernsten Brüdern auf der Erde unsere Gedanken, fast in demselben Augenblicke, da wir sie ihr anvertrauen, sondern sie dreht in erster Linie auch die Räder der Wagen mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, die von Jahr zu Jahr wächst.

Doch alle diese Verkehrsmittel sind an die Erde gefesselt, die ein starkes Hindernis für die Entwicklung der Schnelligkeit ist und bleibt. Nachdem es aber dem hohen Geistesfluge der Menschen gelungen ist, sich wie der Vogel von der Erdoberfläche loszulösen, haben sich dem Weltverkehr neue Bahnen und neue Aussichten eröffnet, bei denen wir erst am Anfang einer Entwicklung stehen. Mit den schnellen Flugzeugen und Luftschiffen habenwir eine Möglichkeit gewonnen, Raum und Zeit in einer Weise zu überwinden, die selbst über die kühnsten Träume hinausgeht. Welche Entwicklung auf diesem Gebiete das Weltverkehrswesen einst nehmen wird, läßt sich auch nicht im entferntesten voraussagen.

So muß es sich denn der alte unendliche Erdball gefallen lassen, daß die ameisenhaft auf ihm wirtschaftenden kleinen Menschen ihn mehr und mehr nach ihrem Gefallen zurichten, ihn in eiserne Banden schlagen, mit eisernen Drähten überspinnen, Landengen durchschneiden, Felsengebirge durchbrechen, Meere pfeilschnell durchfurchen, und über ihm in der Luft schnell wie der Vogel dahinfliegen und so wirklich die Welt erobern.

Deutschland . . .

Deutschland, ich muß dich lieben;
Die weißen Vögel stieben
Vom Meer ins graue Land.
Was hab ich dich verstoßen.
Ein Hag von wilden Rosen
Ist rot um dich entbrannt.

Die Füße muß ich spreiten,
Ich trag in Händen beiden
Ein Herz voll Not und Weh;
Die spitzen Dornen stechen;
Wo sind die blauen Flächen
Von Alb und Bodensee?

Steh ich in fremdem Schwarme,
O Deutschland, reck die Arme,
Nimm mich an deine Brust.
Daß ich die Wurzeln habe
In meines Vaters Grabe,
Das hab ich nicht gewußt.

Ludwig Finckh.

Herbst- und Winterfrische in der Nordsee

Auch der Herbst, der an manchen Tagen graue Regenböen über die drängenden Wogen fegt, hat an der Nordsee seine Reize. Ebenso wie man erst in neuerer Zeit die Bekömmlichkeit des Gebirgswinters entdeckt hat, so beginnt man in den letzten Jahren auch die Schönheiten eines Herbst- oder Winteraufenthaltes in unseren Nordseebädern zu entdecken. Rein und unerwartet milde ist auch in der kalten Jahreszeit das Seeklima unserer friesischen Inseln. Die wenigsten wissen, daß es in der kalten Jahreszeit auf unseren Nordseeinseln ganz wesentlich wärmer ist als auf dem Festlande. So liegt zum Beispiel die Durchschnittstemperatur Borkums 1 bis 2 Grad höher als die von Meran! Und wer im Winter von einer der Inseln nach dem Festlande fährt, beginnt sich winterlich warm anzuziehen.

Spätherbst in Helgoland. Tiefgoldener Sonnenglanz umspielt das braunrote Felseneiland. Man zieht den winterlichen Mantel aus, weil die Luft milde und würzig wie an der Riviera weht. Die bunte Herbstfärbung des Waldes findet man hier freilich nicht. Denn die drei kleinen Eichen, die Helgolands Baumwuchs ausmachen, kann man bei bestem Willen nicht als Wald ansehen. Sie sind zudem auf ganz besondere Weise nach hier gelangt. Die Eicheln, die man im Kropf verirrter und auf Helgoland geschossener Holztauben fand, sind hier eingepflanzt worden. An der Kartoffelallee im Oberland raucht ein weißqualmendes Feuer. Die dreißig oder vierzig späten Badegäste kennen einander. Am Falm und an der Landungsbrücke stehen die Schiffer herum und spinnen bedächtig ihr Seemannsgarn. Man gewinnt Einblick in die Welt der Insulaner und hört vom Kraben- und Hummelfang, von Seefahrt

und fremden Ländern erzählen. Man begreift, warum im Winter hier so unsichtbar die Not umgeht, nachdem die Befestigungsanlagen und der Hafen durch das Diktat von Versailles zerstört worden sind. Der Heringsfang, ihre einstige Einnahmequelle, ist unlohnend geworden, seitdem die Fischereidampfer mit ihren Grundnetzen die Heringe aus jedem Versteck in der Tiefe hervorholen und die Fischbrut durch diese Art von Fischfang zerstört wird, ohne daß es bisher eine gesetzl. Handhabe dagegen gibt. Die Pensionen behandeln die wenigen Gäste jetzt wie rohe Eier; es ist ein dolce far niente, das nur durch die Mahlzeiten angenehm unterbrochen wird. Abends trinkt man im Unterland zur Stärkung einen Eiergrog, — oder mehrere. Der Eiergrog ist ein Helgoländer Nationalgetränk, dessen Zubereitung kein Geheimnis ist. Trotzdem wird er nirgends so gut gebraut wie auf der Insel. Es muß wohl an den Zutaten liegen. Weniger an den Eiern der Helgoländer Hühner, als an den flüssigen Bestandteilen. „Zimmers duhn und smöken!" Dieser schlaraffische Wunsch von der Waterkant läßt sich in Helgoland ganz besonders gut in die Tat umsetzen. Seit alters her haben die Helgoländer ja das Privileg der Zollfreiheit: die besten Weine, Liköre, Kognaks sind ebenso billig zu haben wie Rauchkraut, englische und ägyptische Zigaretten gibt es für einen Bruchteil des Preises, den man bei uns auf dem Festlande dafür zahlt.

Vor den sauberen kleinen Häusern im Oberland blüht ein zweiter Sommer, jetzt tief im Herbst. Astern, Georginen lassen in flammenden, üppig dichten Büschen ihre Buntheit weithin leuchten, und bis in den Dezember hinein blühen späte Rosen auf Helgoland.

Dienstags und Sonnabends kommt ein kleiner gemütlicher Hapagdampfer von Hamburg, er bringt Herbstfrischler und Zeitungen mit. Tagelang also gibt es auf Helgoland keine neue Zeitung. Das ist für den müden Großstädter geradezu eine Annehmlichkeit. Wer seinen Hunger auf Neuigkeiten gar nicht zu bezähmen weiß, der kann allerdings hier und da die letzten Weltereignisse durch den Rundfunk erfahren. Aber sonst fühlt man sich dem Weltgeist ohne Zeitungen näher als sonst: wenn der Sturm orgelt, wenn verflogene Stare und Rotschenkel geblendet um das Licht des Leuchtturms flattern, oder der abnehmende Mond wie eine riesige Apfelsinenscheibe über den silbernen Fluten sich spiegelt. Wenn von der Düne ein einsames Licht aus schweigenden Tiefen winkt, wenn das weiße Feuer von Rotesand in Nacht und Weite steht, und Wangerooge im Süden viermal nachbarlich herüberblitzt.

Selbst der Winter auf der Insel ist mindestens so schön wie der in den Bergen. Die reine Salzluft des Meeres stärkt und erfrischt. Der Blick in die wogende Weite tut dem ganzen Menschen wohl. Man findet wieder zu sich selber in dieser abgeschlossenen und so ganz anderen kleinen Welt. Abends trinkt man wieder seinen Eiergrog und dazu noch eine „Wolle". Das Wort Langeweile existiert im Helgoländer Wörterbuch auch im Herbst und im Winter nicht. Man liest hier im Buche der Natur, und seine Schönheit studiert man nie aus.

Das Aquarium läßt uns Blicke in die gehe.mnis- und wunderreiche Welt der nordischen Meertiefen tun. Da liegen Schollen, fast unsichtbar in den Sand hineingebuddelt; man sieht nur ihre gestielten Augen. Eine Brut geschmeidiger grüner Aale, schimmernde Makrelen, bunte Knurrhähne, riesige Hummer, die wie Traumvisionen gespenstisch dräuen. Seeigel, lilarot, blau und zart grünrosa. Die große Haarqualle, ein altrosa Spitzenbündel, aus Mondschein und Dämmer gewoben, ein Farben- und Faltenrausch wie bei einer Serpentinetänzerin. Seenelken in Schneeweiß, Weinrot und Sonnengelb. Dann bräunliche Aktinien, Seemadeln, die sich zu gelbgrünen Schnörkeln zierlich verschlingen. Die Störe stoßen mit langen geschmeidigen Windungen an den Glasscheiben vorbei. Kunterbuntes Getier; man wird in Stunden nicht müde, sich dieser Mannigfaltigkeit zu freuen.

Die großartigen Festungs- und Hafenanlagen von einstmals sind heute Ruinen. Zertrümmerte Steinriesen, gesprengte Betonblöcke, groß und traurig, zyklopisch getürmt, von Wogen überspült, in Tang und Algen vergraben. In manchen Blöcken noch Reste von Geschützrohren, Teile von elektrischen Drahtleitungen. Schutt und Trümmer, eine Stätte stummen Ingrimms.

Von allen Seiten Wasser, nichts als Wasser, herrlich und erhaben. Jäh stürzt das rote Gefels in die Tiefe, wo die See gegen die Ufer donnert. Die Wogen zerren, reißen und nagen Tag und Nacht; Frost und Wasser sprengen das Gestein. Aber der Mensch setzt seinen zähen und klugen Willen dagegen, baut Bollwerk und Mauer.

Mancher hat hier die Einsamkeit gesucht, um fern der Welt gesund zu werden: Ludolf Wienbarg, der Deutschlanddichter Hoffmann von Fallersleben, Hebbel. Viele sind nach ihnen gekommen, mit Grillen und Grimm beladen; freier und leichter haben sie das Eiland wieder verlassen, das auch im Herbst und Winter gastlich seine Räume denen offen hält, die nicht nur Zerstreuung, sondern auch Sammlung, Erholung und Ruhe — ohne Langeweile — suchen.

K. S.

Winzerfest am Rhein

Von Hermann Ler-Neuwied.

Rheinisches Winzerleben, ein Stand besonderer Art, besungen und beschrieben in Leid und Freud, in seinen Mühen und Entbehrungen seit alten Tagen Rheinisches Winzerfest: Atemschöpfen nach einem Jahr sorgender Arbeit, Erholung in Geselligkeit nach den mancherlei Plagen des Weinbergbaues; Frohsinn, jauchzender, urrheinischer, hervorwachsend aus dem Feuer des Weins.

Wenn die Septembersonne die Rebe gekocht und die letzten Oktobergluten die spätesten Gescheine gewürzt, wenn der erste Federweiße schäumt, wenn süßer Most in dem Bottiche quirlt und rumort, wenn Wetter und Sonne Berg und Winzer ihre Schuldigkeit getan, wenn auf den Höhen die ersten Fröste nächtens Blätter sterben lassen und in den Weinbergen das letzte Grün zum blutigsten Rot sich malt, — dann kommt es über das rheinische Blut.

Herbstgoldener Sonnenschein blinkt in die hellgeputzten Butzenscheiben, küßt die morgendlichen, leeren, engen Straßen des Weinstädtchens wach, spielt um die bewimpelten, bekränzten, verschnörkelten Giebel, steigt kosend in das Buntlaub der Rebenhänge, kündend den frohen Tag.

Aus dem Rundbogen des Kirchturms ertönt Glockenschall. Zur Kirche strömt's, zum Erntedankfest. Ein blühender zarter Eden ist um den Altar gelegt; da lächeln des Herbstes letzte Blumen, Astern, Georginen, Balsaminen dem Schöpfer Dank. Die goldene Rebe flüstert ihr Dankgebet, der würzigste Apfel duftet ein Weiheopfer. Und der Winzer weiß, was er seinem Herrgott schuldet.

Nachmittags strömen die Menschen herbei von nah und fern, solche, die es schon so oft gesehen, als sie Jahre zählen, und solche, die von weither kommen, um mitzutrinken aus dem Zauberborn rheinischen Frohsinns am Winzerfest. Auf den Straßen mit Fahrrädern, Autos Wagen, zu Fuß, auf dem Bahnhof, überall drängt sich's, haschend nach dem Fröhlichsein des Feierns. Glücks genug, jubelnde Freude, jauchzende Lebensluft überall, so bewegt sich die Menge in den bekränzten Gassen, harrend des Festzuges. Und wenn er kommt, mit frischen Klängen, frohem Singen, leuchtenden Farben, ausschenkend Kostproben des Weins, Most und Federweißen spendend, dann ist der Höhepunkt des Tages da. Vorauf fahren und marschieren die Ortsvereine im Rebenlaub- und Traubenschmucke, eine folgende Musikkapelle gibt dem Zuge Rhythmus und Gefüge. Die nächsten Wagen und Fußgruppen vermitteln eine Darstellung der schweren Arbeit des Winzers. Das Roden und Anlegen des Weinberges, das Zurichten der Weinbergpfähle, das Pflanzen der Rebstecklinge, das Anbinden, Beschneiden der Rebe, das Umspaten und Düngen des Bodens. Die Bekämpfung der Rebschädlinge veranschaulichen die nächsten Wagengruppen, und gerade dieses traurigste Kapitel aus dem Winzerleben ist mit derbem Humor gewürzt, der so recht den unverwüstlichen Lebensmut der so schwer um ihr Dasein ringenden Winzer zeigt. „Kriecht Wurm und Laus am Stock empor, der Winzer sieht nur den Humor!" Aus Aepfeln, Kartoffeln, Dickrüben hat man seltsam ungeheuerliche Rebläuse, Sauerwürmer und andere Rebschädlinge karikiert. Wagen der Küferei folgen solche der Weinlese und -kelterei, die frohen, heiteren Bilder, wie sie unsere Maler mit dem Pinsel festgehalten und unsere Dichter in begeisterten Versen geschildert haben. Riesenfässer und eine weinfrohe Stimmung kennzeichnen den „Abstich"wagen, wo der frische Trunk ohne Aufhören dem Spund entquillt. Alle Augenblicke macht er Halt, und in das Klingen der Becher mischt sich das selige „Nur am Rhein, da möcht ich leben!" Auf einer Riesenflasche (15 000 Viertelchen Riesling) thront, umgeben von rebenbekränzten Mädchen in rheingrünen Gewändern, Weingott Bacchus. „Im tiefen Keller sitz ich hier!" so tönt's von dem Wagen „Weinprobe" mit den gewiegten Weinkennern bei der Probe im Keller, deren behagliches Schmunzeln die Güte des zu Probierenden verrat. Auf einem Riesentransparent prangt Viktor v. Scheffels Weinlob „Der Winzer Schutzbert Kilian — Beschert' uns etwas Feines . . .", die Güte des Heurigen andeutend. Den Abschluß bildet die Gruppe „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn", den Winzer in seinem Heim und das Jungvolk bei Tanz, Scherz und Liebe zeigend.

Nach Auflösen des Zuges geht's hinein in die Tanzsäle, in Winzer- oder Heckenwirtschaften, schnell, schnell; denn im Nu ist alles besetzt. Trauben, Most, Federweißen und alle Marken werden gekostet. Hei, Feuerwein! Wie das jubelt, lacht, singt, tanzt und jauchzt . . . „ein rheinisches Mädchen bei rheinischem Wein' Heut' ist Winzerfest, nur heut':

Edler Wein, du bist auf Erden
Jedem Menschen Hochgenuß!
Denn du läßt ihn selig werden,
Ohne daß er sterben muß!

Und das Klingen und Singen freut sich über die mächtigen Giebel hinaus, mischt sich in den Erdduft der Weinberge, dem fallenden Goldlaub das Sterben versüßend — Hoffnung kündend fürs nächste Jahr.

Besitzt unsere Erde einen zweiten Mond?

Von Max Valier.

Diese Frage mag dem Laien in astronomischen Dingen müßig scheinen, denn er denkt gewiß: wenn wir einen zweiten Mond hätten, so müßten wir ihn schon längst gesehen haben. Indessen, so einfach liegt der Fall doch nicht.

Wenn wir uns recht überlegen, wie die Erde im Weltraum schwebt, wie sie einen Schattenkegel sonnenabgewendet weit hinauswirft, dann zeigt sich bald, daß kosmische Körper, welche unsere Erde in großer Nähe umkreisen, alle Aussicht haben, dem Forschergeiste sich zu entziehen. Körper dagegen, welche in größerer Entfernung unsern Heimatstern auf seiner Bahn begleiten, müssen wieder eine gewisse Mindestgröße besitzen, um von uns gesichtet zu werden, selbst wenn sie wie der Vollmond noch so schön von der Sonne beschienen werden. Die Ausrechnung zeigt, daß z. B. an Stelle unseres großen Mondes ein kleiner Körper den Durchmesser von mindestens 1 Kilometer haben müßte, um mit freiem Auge noch eben als mattes, bewegtes Sternpünktchen erkannt zu werden.

Die Aussichten, etwa vorhandene winzigste Kleinmonde der Erde von wenigen hundert Metern Durchmesser zu entdecken, sind also gar nicht so sehr groß; immerhin ist die Möglichkeit von Zufallstreffern nicht ganz ausgeschlossen. Und es scheint in der Tat, daß schon mehrfach in den letzten 25 Jahren derartige Beobachtungen gelungen sind, bloß daß die meisten Entdecker an ihren eigenen Fund nicht glauben wollten. Beachtenswerte Ausnahmen bilden die folgenden beiden Fälle:

Am 12. Oktober 1920, nachmittags 1 Uhr 42 Minuten 35 Sekunden MEZ., gelang es nämlich zufällig dem Verfasser dieser Zeilen selbst, in Bozen (Südtirol) mit Hilfe eines 2½zölligen Fernrohres am hellen Tageshimmel, unweit des Ortes, wo sich die beiden Planeten Merkur und Venus befinden sollten, einen derartigen Kleinmondkörper von sichelförmiger Lichtgestalt zu erkennen, dessen Phase und Bahngeschwindigkeit (wie die nachherige Berechnung ergab) ganz und gar den kosmischen Bedingungen für einen die Erde naheumkreisenden Kleinmond von wenigen Meterzehnern Durchmesser entsprach.

Am 24. Mai 1926, abends 8 Uhr 32 Minuten 30 Sekunden MEZ. dagegen sichtete A. Spill in Annen (Westfalen) einen dunklen Körper, der vor der Scheibe des 13 Tage alten Mondes als deutlich wahrnehmbare kleine Kugel vorüberzog und dessen ganzes Verhalten wieder auf eine der Erdoberfläche nahe liegende Bahn hindeutet.

Aber auch noch von einer dritten Seite ist auf ganz anderem Weg das Vorhandensein eines erdnahen Kleinmondes kürzlich gefordert worden. Nach Meldungen aus Amerika will nämlich der bekannte dortige Astronom Pickering aus Störungen im Bahnlaufe unseres großen Mondes festgestellt haben, daß ein Körper von etwa 200 Metern Durchmesser, der nur 4000 Kilometer über dem Meeresspiegel die Erde in rund 3 Stunden umkreist, vorhanden sein muß, um jene Störungen hervorzubringen.

W. Spill glaubt nun tatsächlich, den von Pickering rechnerisch geforderten Kleinmond im Fernrohr gesichtet zu haben. Das ist wohl etwas voreilig geurteilt, aber immerhin: auch der bekannte Meteorberechner v. Niessl hat schon vor Jahren festgestellt, daß sich unter 400 von ihm abgeleiteten Meteorbahnen drei befanden, für welche sich als sehr wahrscheinlich ergab, daß der zum Schluß seiner Laufbahn als Meteor entflammte Körper vor seinem Einschuß in den Luftkreis unseres Heimatsterns die Erde bereits mehrmals als freier Kleinmond umkreist hatte. Und schon vor über 20 Jahren hat in Hamburg ein Herr Waltemath ein Buch über die Dunkelmonde der Erde erscheinen lassen, ohne damit freilich in Fachkreisen viel Anklang zu finden. Endlich folgt auch aus der immer mehr Interesse erregenden Welteislehre des Wiener Ingenieurs Hanns Hörbiger, daß unsere Erde dauernd von einem ganzen Schwarm freilich nur kurzlebiger Klein-Eis-Monde umgeben sein muß, die beim Einschuß große Hagel- und Wetterkatastrophen erzeugen.

Grund genug jedenfalls für die Liebhaber der Himmelskunde, mit Fleiß nach diesen Körpern Ausschau zu halten, beweisen doch diese Ausführungen, daß es selbst zwischen Erde und Mond noch allerhand zu entdecken gibt.

Die Gefahren der ostsibirischen Wildnis

Von Professor W. K. Arsenjew.

Anmerkung der Schriftleitung: Von Professor W. K. Arsenjew sind im Verlage Scherl bereits zwei Bände Reisebeschreibungen „In der Wildnis Ostsibiriens" erschienen, die infolge ihrer glänzenden und wahrheitsgetreuen Schilderungen jener fernen zukunftsreichen Gebiete eine ausgezeichnete Aufnahme beim deutschen Publikum erfahren haben. Wir bringen heute einen Abschnitt aus dem in Kürze unter dem Titel: „Russen und Chinesen in Ostsibirien" erscheinenden höchst spannenden neuen Werk des bedeutenden Forschers.

Die Zobeljagd war stets mit großen Beschwerden, ja selbst mit Lebensgefahr verknüpft. Die Gefahr tritt plötzlich und ganz unerwartet auf von einer Seite, von der man sie am wenigsten geahnt hätte.

So erging es im Jahre 1904 einem Chinesen namens Lü-sun-tjan, vom Flusse Sanchobe, der sich zur Zobeljagd an den Fluß Kulumbe begeben hatte, an dessen Oberlauf am Westabhange des Sichote-alin.

Lü-sun-tjan war ein erfolgreicher Jäger. Als Alteingesessener wußte er wohl, daß es im Ussurigebiet in der ersten Hälfte des Winters wenig Schnee gibt und daß dieser gewöhnlich erst im Februar oder März zu fallen beginnt. Er rechnete darauf, zeitig genug wieder nach Hause zurückkehren zu können, und nahm nur so viel Proviant mit sich, wie er in seinem Bündel tragen konnte.

Anfangs schien ihm das Jagdglück günstig zu sein. Tag um Tag suchte er seine Fallen ab, und niemals kehrte er mit leeren Händen heim. Nach einem Monat hatte er bereits zwölf hochwertige Zobel zusammen, einen immer besser als den anderen.

Plötzlich aber, im Anfang Dezember, brach nachts ganz unerwartet ein wilder Schneesturm los, eine echte Purga, alle Fallen unter einer tiefen Schneedecke begrabend. Freilich versuchte Lü-sun-tjan, seine Fanggeräte wieder aufzufinden, aber nach den ersten Schritten mußte er sich überzeugen, daß es unmöglich war — der Schnee reichte ihm bis über den Leibgurt. Nun beschloß er, den Zobelfang einzustellen und nach der Ansiedlung zurückzugehen. Einen ganzen Tag lang mühte er sich damit ab, einen Weg durch den tiefen Schnee zu bahnen, aber am Abend hatte er erst eine halbe Werst zurückgelegt. Das Wetter verschlechterte sich wieder, und eine neue Purga war zu erwarten, der Fallensteller war gezwungen, nach seiner kleinen Hütte zurückzukehren und dort zu verbleiben.

Nunmehr näherte sich sein Lebensmittelvorrat rasch dem Ende. Früher, vor dem Schneefall, hatten ihm seine Zobelfallen täglich noch nebenbei einige Rebhühner und Eichhörnchen geliefert, jetzt blieb er lediglich auf das angewiesen, was er von Hause mitgebracht hatte. Lü-sun-tjan sah sich bald gezwungen, die täglichen Portionen immer kleiner einzuteilen, um mit seinen geringen Vorräten möglichst lange zu reichen, seine Kräfte wurden dabei immer schwächer.

Er entsann sich, daß die Eingeborenen bei hohem Schnee Schneeschuhe verwenden, aber er wußte nicht, wie diese anzufertigen seien, und hatte außer seinem kleinen Beil keinerlei Werkzeuge mit sich. Er zimmerte sich damit zwei lange Bretter, aber bei den ersten Gehversuchen zerbrach er sie.

Endlich war der Augenblick gekommen, da er die letzten Krumen seines Vorrats aufgezehrt hatte. Die nächsten Tage nährte er sich noch von den Abfällen, die er vorher achtlos beiseite geworfen hatte und jetzt unter dem Schnee neben der Fanse (Jagdhütte) mühsam wieder zusammensuchte. Als auch diese Quelle versiegt war, machte er sich daran, alles Leder und Riemenzeug seiner Schuhe zu verzehren. Schließlich kam die Reihe an die frischen Zobelfelle. Er reinigte die Felle von den Haaren, schnitt sie in kleine Stücke, kochte sie in seinem Kesselchen und verschlang dann diese eigenartige Suppe mit großer Gier.

Die Zeit ging weiter. Die Sonne hob sich höher und höher, der Februar kam heran. Der von den Sonnenstrahlen erwärmte Schnee überzog sich mit einer festen Eisdecke; dann traten wieder Wind und Kälte ein.

Als Lü-sun-tjan sein letztes Fell aufgegessen hatte, schrieb er mit Kohle an die Lehmwand seiner Fanse die Zahl der verzehrten Zobelfelle an, kleidete sich an und machte sich auf den Weg.

Nach etwa zwei Wochen fanden ihn andere Zobelfänger fünf Werst von seiner Fanse. Er steckte erfroren aufrecht im tiefen Schnee, an einen Baum gelehnt. Seine Kleider hingen in Fetzen um ihn und alles Fleisch an seinen Beinen, von den Knöcheln bis über die Knie war abgeschunden von der scharfen Eisdecke der Schneefelder.

Lü-sun-tjan wurde von seinen Landsleuten auf öffentliche Kosten begraben. —

Ein anderer tragischer Fall ereignete sich im Jahre 1908 am Tudagou, einem Nebenflusse des Daubiche.

Der Koreaner Tschom-ba-gi hatte sich in die Taiga begeben, um seine Zobelfallen einzurichten. Das Jagdrevier schien sehr günstig gewählt: ein wasserreicher Bergbach und dichter Nadelmischwald; überall wimmelte es von Rebhühnern, Erd- und Eichhörnchen, — reiche Beute stand in Aussicht.

Gegen Ende der Woche hatte Tschom-ba-gi neunundsechzig Brückenfallen aufgestellt. Er beschloß, noch eine letzte Brücke zu besetzen und dann vorläufig in die Ansiedlung zurückzukehren, um später bei Eintritt der ersten Fröste wiederzukommen und mit dem Zobelfang zu beginnen.

Gerade dort, wo er seine letzte Brückenfalle aufstellen wollte, lag quer über den Bach eine große, alte Tanne, deren Nadeln bereits längst abgefallen waren. Auch die Aeste waren zum größten Teil abgebrochen; nur in der Mitte, gerade dort, wo die Schlinge angebracht werden sollte, ragte noch ein Aststumpf nach oben. Mit dem scharfen Beil hackte ihn der Koreaner ab, aber nicht ganz am Stamme, es blieb noch ein spitzes Ende von etwa anderthalb Fuß Länge daran sitzen.

Tschom-ba-gi schritt darüber hin, ging auf dem ganzen Stamme entlang bis zur Krone und wandte sich wieder zurück. In diesem Augenblick gab die angefaulte Rinde unter seinen Füßen nach und bröckelte ab, der Koreaner verlor das Gleichgewicht und fiel, der zugespitzte Aststumpf drang ihm durch den Körper.

Es verging ein Monat nach dem anderen, von Tschom-ba-gi war nichts zu hören noch zu sehen. Dann machten sich seine Landsleute auf, ihn zu suchen, und fanden den unglücklichen Fallensteller tot. Er lag quer über den Stamm der Tanne, die Füße hingen nach einer Seite herab, das zugespitzte Astende ragte ihm aus dem Rücken hervor. Ueber den schneebedeckten Körper hinweg hatte der Zobel seinen Wechsel genommen.

Kopal-Gewinnung

Das tropische Baumharz, der Rohstoff zur Bereitung von Kopallack usw., spielt in der Ausfuhrstatistik der indischen und hinterasiatischen Staaten und Kolonien eine wichtige Rolle. Der Baum, der Kopal liefert, ist eine Konifere, Agathis Alba, ein Urwaldriese mit herzengradem, rundem Stamm, der keine Verästelung aufweist und nach oben zu nur wenig an Umfang abnimmt. Ursprünglich holten die Eingeborenen nur den sogenannten Kopal-Bua aus dem Wald. Das ist fossiler Kopal, der in Stücken am Fuße alter Bäume, oft unter der Erde, gefunden wird. Erst als das fossile Harz, das sich übrigens durch größere Härte auszeichnet, seltener wurde, begann man den Bäumen den Kopal durch Abzapfen zu entziehen. Das ist noch gar nicht lange her, in vielen Gegenden des indonesischen Archipels erst seit den Jahren des Krieges in Europa. Das Harz sitzt in der Rinde; schlägt man diese bis auf das Holz ab, so kommt der Kopal in Tropfen zum Vorschein, die ineinanderfließen und hängende Kegel bilden. Die Rinde wird horizontal in einer Breite von 15 bis 30 Zentimetern eingekerbt; unterhalb dieser Einkerbung wird die Rinde in einer Breite von 30 Zentimetern weggenommen. Der Kopal fließt dann auf das Holz, worauf die Wunde systematisch nach oben zu vergrößert wird. Die Entziehung des Harzes an sich schadet den Bäumen nicht; auch das Entrinden des halben Baumes scheint keine nachteiligen Folgen zu zeitigen. Doch sieht man bei großen Wunden oft den Anfang einer Verrottung des wenig widerstandsfähigen Holzes, das überdies durch Baumschädlinge angefressen wird. Geerntet wird der Kopal, indem das Harz mit einem Messer gelöst und in Körben gesammelt wird. So gelangt der wertvolle Rohstoff an die Händler. Der größte Teil der Kopalausfuhr Niederl.-Indien, etwa sechzig Prozent, geht nach den Vereinigten Staaten. In Indonesien selbst werden Fackeln daraus fabriziert und die Frauen (Kähne der Eingeborenen) damit wasserdicht gemacht. Der exportierte Kopal wird zur Herstellung von Lacken und Firnissen verwendet. — Durch den heute noch üblichen Raubbau sterben viele Bäume ab. Es besteht sogar die Gefahr, daß die Kopalgewinnung eines Tages der Vergangenheit angehören könnte. Um dies zu verhindern, wenden jetzt die Kolonialbehörden, wenigstens in Niederl.-Indien, der Erhaltung der Kopalbäume erhöhte Aufmerksamkeit zu.

r.

Blutschreck

Von W. von Bosenstein.

Dort wo das jähe Gefelse der Hohen Tatra sich am wildesten in den Himmel reckt, wo durch Wetter und Frost Windwurf durcheinander liegt, befindet sich im Gestein eine dürftige Höhle. Tagsüber scheint die Sonne hell und warm herab auf die zerklüftete Landschaft; Eidechsen rascheln im Gras und der Seidenschwanz singt auf einem Zweige dicht überm Eingang sein schlichtes Lied.

Doch wann die Sonne zur Rüste geht und die hohen Steilwände in ihr Gold taucht, wird's lebendig im dämmerigen Loch. Ein unterdrücktes Knurren, ein miauender Laut kündet das Erwachen des Räubers, der darin haust.

Bedächtig kommt nunmehr der Kopf zum Vorschein. Aufmerksam spähen die grünfunkelnden Seher, und die Lauscher mit den langen Ohrpinseln drehen sich zuckend immerfort. Alles ist still. So tritt denn Freund Luchs vollends ins Licht des scheidenden Tages. Der geschmeidige, hochgestellte Körper im gefleckten, goldfarbenen Fell verschwimmt mit den Felsen in eins, und nur außerordentlich scharfe Augen vermöchten jetzt das Tier zu entdecken: starr, wie aus Erz gegossen, steht es da und sichert wieder und wieder. Nur die äußerste schwarze Spitze der Rute zuckt leicht. Dann eine kurze Flucht, und er ist verschwunden.

Talwärts führt sein Weg, denn erst tags zuvor vernahm er da das leise Mahnen eines Rotwildes. Das konnte nur dem Kälbchen gelten!

So gleitet er durch die Stauden, lautlos, einem Schatten gleich. Hin und wieder hält er an und lauscht — doch nichts rührt sich. Keine Gefahr weit und breit, aber — auch keine Beute! Mittlerweile geht es schon auf den Morgen, und der Magen meldet sich ungestüm, denn nur ein simples Haselhuhn war die Tagesmahlzeit.

Nun hat er aber den Wechsel des Rotwildes erreicht. Eine alte Eiche soll ihm hier zur Warte dienen. Leicht schwingt er sich ins Geäst.

Just über den Wechsel hinweg ragt ein starker Ast. Auf diesen duckt sich der gelbe Räuber der Länge nach fest angeschmiegt. Erstaunt blickt das Eichhorn, das vor ihm flüchtend in den Wipfel fuhr: „Wo ist denn Blutschreck geblieben?" denkt es. „Eben sah ich ihn noch, und nun ist er vom Ast verschwunden . . ."

Ohne die geringste Bewegung lauert der Luchs. Da — eine halbe Stunde mochte vergangen sein — fährt ein grüner Strahl aus den blinzelnden Sehern! Sein feines Ohr hat leichte Schritte vernommen. Sie nähern sich seinem Versteck. Aus dem Dickicht tritt ein stolzer Vierzehnender, nimmt Wind, äugt, tritt unruhig hin und her. Zwar vermag er nichts wahrzunehmen, doch ist ihm, als lauere eine unsichtbare Gefahr.

Wohl zehn Minuten verhofft der Recke zur Bildsäule erstarrt, dann setzt er den gewohnten Weg zur Aesung fort. Gemütlich bummelt er unter einem dicken Ast hinweg — da fährt ein gelber Teufel lautlos herab!